

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wegs Befriedigung einer törichten Eitelkeit bedeutet, sondern eine Etappe auf dem Vorwärtsweg zu neuer Machtstellung. Bei Thackeray heißt es: Der Snob ist der Frosch, der sich zum Ochsen aufzublasen versucht. Derlei gewagte Experimente wären Christian Maskes Sache nicht.

Schade, dass so in diesem Stücke Scharfgeschautes und Burleskes durcheinanderwirbeln; dass Komödie und Schwank sich immer wieder ablösen. Auf diese Weise kommt ein derart gemischter, unreiner Eindruck zu stande, dass gerade das Charakteristische, das Hervorragende des Stükkes: die Zeichnung eines skrupel-

losen Strebers immer wieder zugunsten billiger Situationskomik verwischt wird und das liebe Auditorium gar nicht klar darüber ist, ob es einen grausamen Sittenschilderer oder einen amüsanten Lustigmacher vor sich hat.

Übrigens: auch die Komödie *Die Kassette* — das einzige Stück Sternheims, das ich aus der Lektüre kenne — scheint mir unter dieser Stilmischung zu kranken, zum bedauerlichen Schaden eines offenbar ungewöhnlich begabten Kopfes, dem man das Zeug zu einer echten, konsequenten Charakterkomödie durchaus zutraut.

H. TROG

■ ■ NEUE BÜCHER ■ ■

JOSEPH REINHART. *Im grüne Chlee*. Verlag A. Franke. Bern 1913.

Ländliches Leben gelangt mit den so betitelten Liedchen zum Ausdruck. Wieder ist es das Leben nachdenklicher, zart veranlagter und gemütvoller Menschen. Blumige Bauerngärtchen, sonntägliche Feldwege, blaue Waldsäume empfangen den Gruß ihrer Sehnsucht und Heimattreue, gewahren ihr Jugendglück.

Drü Chüeli uf der Matte,
Es Wäldli nebedra,
My Schatz und ig, mer hüete se,
Mer möge se-n-erbha.

Die Sprecher dieser Liedchen befragen das Glockengeläute, die Stimme des Windes, das Rauschen des Mühlbachs. Es sind Menschen mit tröstlichen nächtlichen Träumen, mit schüchternen Hoffnungen, zarten Gewissen. Anderseits steht ihnen ein herzhafter Chilbispass und eine schelmische Mädchenlaune trefflich.

Mit liebevoller Versenkung in die Volksseele, glücklich charakterisie-

rend und vom Geiste der Mundart meist trefflich beraten, verleiht der Dichter ihnen die Gabe, ihre Stimmung und Lebenslage einprägsam kund zu geben. Gleichzeitig lösen sie anmutige Bildwirkungen aus. Eine klagende Volksliedgestalt sitzt die müde Schnitterin im abendroten Felde:

Wenn mer z'Obe d'Frucht ybringe,
Ghöre-n-i syni Chindli singe.
Es chönti sy!
So wäre si my!
O wenn ig doch im Chilchhof wär!

Die Glücklichen, die im Maienland ihr Heim beschauen, fassen sich bei der Hand: „Du säg mer, gäll, 's isch wohr?“ „Ha d'Mueter gfrog, was d'Liebi syg“, erzählt das Mädchen:

's syg öppis für zum Ploge,
Aber wenn sie nomols jung chönnt sy,
Sie wett's no einisch woge.

Der Geißbub und der „Chilbiknab“, der glückliche junge Vater, der arme Fabrikarbeiter („Es ist a längi Woche Und d'Redli laufe schwär!“), das

schelmische Liebespärchen, das den Wegweiser Mond verabschiedet, das Mütterchen, das den von allen gemiedenen, verlornen Sohn bewillkommnet („Es chunnt vor d'Tür, het fründli glachet: Gottlob, bisch wiederume do!“), allen sind für Schmerz und Freude ausdrucksvolle und nicht nur typisch volkstümliche, sondern individuelle Töne verliehen.

Im Bestreben, dieses Individuelle herauszubringen, die schlichte Einfalt der Gemüter nicht aufzuschmücken, die volkstümliche Logik bei sich selbst zu belassen wählt Reinhart mitunter fast zu einfache Motive. Er will an die sozusagen improvisierende, an die ungeübte seelische Äußerung seiner volkstümlichen Träumer und Lebensbetrachter nicht röhren, ihr den Duft nicht abwischen, das Tastende, Unberatene zum Ausdruck bringen. Er wird dann etwas weniger klar und deutlich, als die Mundart es verlangt, während allerdings die Stimmung unmittelbar und herzlich wird.

Im allgemeinen sind die Liedchen ein Lob der Scholle. Je unmittelbarer sie sich mit ihr beschäftigen und nach Sichel und Sense, nach dem Zirpen der Wiese und dem Jauchzer in der Frühe aushorchen, desto kräftiger ermuntern sie sich:

MÄHDERLIED

Mann-n-uf! Der Güggel chraicht,
D'Sägesse sy dänglet!
Zytig uf isch halber gmäiht,
d'Schmahle hei si gstänglet!
Use Mähder! use Cnächt!
Näht e Schutz und wetzet rächt,
Stöht i's Mahd und hauet dry,
z'Obe muess's am Schärme sy!
Manne-n-uf, 's isch Hinderluft,
's Wätterloch isch feister,
Wenn e Ma dehinde blybt,
Wird is 's Wätter Meister!
Rühret d'Gable, hindereglistzt!
Alti Bräste-n-usegchwitzt!
Ladet uf und fahret Hei,
As mer z'Obe singe Heu!

Frühlingslieder gelingen Reinhart.

Die Frühlingszeichen, die das Volk sieht und hört, melden sich lieblich und gesellen sich fernen Jugendeindrücken des Lesers: „Er (der Vogel auf dem Stänglein) het sys Glarinettligspielt“. Das Fensterlädchen der ländlichen Schönen „gyret, goht eister uf und zue. Es blanget no sym Meiewind, Het lang scho Byse z'gnue.“

Mitunter gibt in diesen Liedchen der Rhythmus der improvisierenden Sprechweise etwas zu sehr nach; anderseits gerade hält er sich frisch und straff. Er macht einen Reiz und Vorzug der Darstellung aus, erzielt Wohllaut und wiegt kleine elegische Anwandlungen mit anmutiger Schalkheit, wie dies ja in den Bedürfnissen des Volksgemütes liegt.

Anmutige Kolorite, echt volkstümliche Motive und Gleichnisse sind Vorzüge der Lieder. Mit der Innigkeit und Treuherzigkeit der Liebesworte, der Friedhofgedanken, des Heimwehs in der Fremde, mit dem liebreichen Verweilen bei Stimmungen der Geduld und Ergebung, mit ihrem innig schlichten Ausdruck für Mutter- und Kindesliebe zeigen sie Reinhart als feinen und bodenständigen Dichter.

ANNA FIERZ

*

ERIKA RHEINSCH. *Die Laute.*
Lieder und Gedichte. 1913. Egon
Fleischel & Co. Berlin.

In Zeiten, da das Versemachen als anmutiges Gesellschaftsspiel betrieben wurde, erntete man wohl für Saphische Strophen und fehlerlose Sonette lächelnde Blicke, entzückte Rufe und geistreiches Lob. Auch heute urteilt das Volk größerer Städtchen und kleinerer Städte über einen Kulturrepräsentanten, der etwa seine bürgerlichen Anschauungen reimt: der könne gut dichten.

Das wäre so der Standpunkt, von dem aus sich *Die Laute* der Erika Rheinsch am ruhigsten betrachten

ließe. Bedenkt man aber, dass viele Kunstreunde, aus Abneigung gegen solche Verse, die Lyrik überhaupt meiden, dann ist im Interesse der Poetie eine strenge Scheidung geboten.

Früher war es Brauch, die Leute im Rembrandtkostüm zu porträtiieren. Das ist der Beweis eigener Leere, nicht notwendiger, also schädlicher Kunst. Der Fall wiederholt sich oft und ist hier akut.

Ein gewisses handwerkliches Können, Sehnsucht nach eigener Produktion, Zärtlichkeit und Literaturkenntnis vereint zum Effekt des Alten, Überlebten, Unoriginellen. Nirgends der Eindruck der Not, das heißt das Gefühl, wenn die Kunst nicht existiert hätte, so wäre sie da natürlicherweise entstanden.

Das Niveau reicht kaum über Opitz oder über die Nachahmung von Petrarchanachahmern. Man trifft den Ton Hölderlins und Eichendorffs. Dann Schreckliches, wie
*Deinträumerischer Schmelz, Vorfrühlingstal,
 Wie stimmt er gut zu liebender Ermattung!
 Du ruhst in dir, in bräunlicher Beschattung
 Der eignen Felsen, noch von Laube katil...
 oder*

Zum Himmelsauge, zum Gott Savitâr,
 Sprach Atharvan, der lange Büßer war.

Was aber die Tat zum Fall stemmelt und statt einer ästhetischen Untersuchung eine psychologische fordern würde, das ist namentlich Eines. In jedem Gedicht steht das Wörtlein süß, oder hold, oder sanft, oder Hauch, oder Balsam, oder Seele, oder Herz, oder Brust, oder sonst eine süße Mischung. *Begegnung im Traume*: Seele, Hauch, Klag, Seufzer ätherleichter Schmerzen; *Der Liebenden*: in Schmerzen und in Seligkeit, heilig, in Verzückung, Balsam, Sakrament; *Nimmergenug*: Kuß, an Seufzen, Jubel, Glück und Klagen, mit bitterem Weinen, das Herz zerrißen, o dunkle Lieb; *An mein Hei-*

matal: du holdes Tal, im Erinnerungsschimmer, erhabner Duft und Himmelsherrlichkeit, mit Lust und Wehe; *Der Regenbogen*: herrlich, lieblich, friedlich, hold, himmlisch, vertrautest, mit Andacht; *Vor einer Kirche*: wundersam, wonnevoll, iniger, mit Lust- und Klageschrei, Traumgestalten, Der Welt Verwirrung, Schauder, Glück und Schade, Du siehst's — und lächelst still auf Traumesart — Doch der Gebeugte spürt so blumenart im Herzen tief die ewigliche Gnade; *Lied im Schlafe*: Herz, ein balsamisch milder Schein, Herzensraum, feierlich, mit blumenmildem Glühen.

Deshalb besingt sie selig Bäume und Bächlein. Süß sind Blumen und Früchte. *An Goethe*.

Du warst! Du Quell, der immer überfloss,
 Frucht des Granatbaums, reich an Lebens-
 kern,
 Blüte, aus deren Kelch von Blütensternen
 Stets neu und strahlend sich ein Strauß er-
 schloss!

Das ist wie Sirup, wissen Sie.
 Ein wenig Branntwein bitte, sonst
 wird mir übel. JOSEF HALPERIN

*

CHARLES DICKENS *Martin Chuzzlewit*. 3 Bde. Verlag Albert Langen, München.

Als Band 13 bis 15 der von Gustav Meyrink herausgegebenen Übersetzung der Werke Dickens ist der *Martin Chuzzlewit* erschienen, in vornehmer Ausstattung und mit vorzüglichem Druck, Vorzüge, die den Genuss der Lektüre dieses Hauptwerkes des großen englischen Sittenschilderers wesentlich erhöhen. Die Übersetzungen Meyrinks sind sehr zu empfehlen und man kann dieser Langenschen Ausgabe nur die größte Verbreitung wünschen, bei denen, die es nicht vorziehen, Dickens in seiner eigenen Sprache zu lesen. BLÖSCH